

Aus dem Inhalt:

Lichtblicke

Eine Wurzel verdorrt

Von unserem Umgang mit der Zeit

Die Reformation muß weitergehen
(zum 450. Todestag Martin Luthers)

Leserecho

TREFFPUNKT

Gemeindemitteilungen

Lichtblicke

In Würzburg wartete ich bei einer Verwandten auf eine Taxe, die mich zum Bahnhof bringen sollte, aber sie kam nicht – hatte wohl unsere etwas abgelegene Straße am Berg nicht gefunden. Der Zug nach Stuttgart war weg. Zwei Stunden später bestellte ich also wieder eine Taxe, die endlich, nach viel Mühe, den Weg zu uns fand, aber eigentlich war es wieder fast zu spät. Doch dieser menschenfreundliche Fahrer sagte: »Das schaffen wir, wenn unten in der Stadt (wo wegen Schnee und Glätte einiges Chaos herrschte) kein Stau ist.« Also los! und alle Augenblicke sagte er: »...noch 12 Minuten, noch 10, noch 8 ...ich glaube, wir haben gewonnen.« Am Bahnhofsplatz hatten wir noch 5 Minuten! Der junge Mann ergriff mein Gepäck, rannte voraus, um zu sehen, an welchem Bahnsteig mein Zug hielt. Wir eilten die Treppe hinauf und dieser liebe Mensch schaffte es auch noch, meinen Koffer ins Abteil zu stellen! Er freute sich wie ein Schneekönig und rief mir von draußen noch zu: »Die Straße 'Obere Landwehr' werde ich von nun an jederzeit finden.« *D.W.*

Eine Wurzel verdorrt

Peter Lange

Die wichtige Aufgabe unserer Gemeinde

Ein Zeitungskommentator hat es vor kurzem deutlich gesagt – und jeder von uns wird es aus seiner eigenen Erfahrung bestätigen können: Junge Menschen verstehen immer weniger, was mit den aus der Bibel stammenden Bildern und Begriffen gemeint ist. Zwar sind viele biblische Wörter und Zitate zu unentbehrlichen Bestandteilen unserer Alltagssprache geworden – denken wir nur an so geläufige Ausdrücke wie »Denkzettel«, »Schandfleck« oder »Sündenbock« –, doch das Wissen um die grundlegenden Aussagen der Bibel nimmt in der Bevölkerung immer mehr ab.

»Die Vermutung liegt nahe«, meint der Kommentator, »daß eine wichtige Wurzel ihres Lebens, nämlich die Verankerung in der christlich-abendländischen Tradition, bei vielen zu verdorren droht. Denn ohne eine wenigstens grobe Kenntnis der Bibel gibt es keine Kenntnis und daher auch kein umfassendes Verständnis der abendländischen Kultur und Geschichte.«

Aufklärer alter Schule werden einwenden: Dieser Verlust ist doch ein Gewinn; hat das Christentum nicht überwiegend Zwang, Heuchelei und Verkrampfung über Europa gebracht? Daran ist viel Wahres, doch die Kritik trifft nicht den Kern der Sache. Früher, unter der »Herrschaft der Kirche«, waren die Menschen gewiß nicht besser. Aber bei allem, was sie taten, wußten sie, daß – gleichsam über ih-

nen, an einem geistig zu verstehenden »Himmel« – ein paar Sterne waren, die ihnen die Richtung zeigten, an der sie sich orientieren konnten. Heute wissen viele nicht mehr, wo sie solche Sterne finden können.

Die »Warte des Tempels« hat mit ihrer Februar-Ausgabe eine *Sonderbeilage* über die Bedeutung des biblischen Gottesglaubens für unsere Gegenwart und Zukunft veröffentlicht. In dieser Darstellung wird der Versuch gemacht, die Bibel auf Grund des durch die Forschung neu errungenen Wissens mit nüchternem Verstand anzugehen. In allen Fragen, für die er zuständig ist, soll der Verstand sprechen. Die Texterklärungen sind so formuliert, daß sie ohne theologische Voraussetzungen verstanden werden können.

Es sind schon mehrere zustimmende Leserbriefe zu dieser Sonderbeilage eingegangen. Eine solch kritische und doch positive Betrachtung der Bibel sei längst überfällig, hieß es in einer Stellungnahme. Die Schriftleitung möchte die Leser auch an dieser Stelle ermuntern, sich ernsthaft mit dem Inhalt dieser Sonderbeilage zu befassen. Wer Fragen dazu stellen möchte oder Anmerkungen machen will, kann sich jederzeit an mich wenden. Vielleicht dient eine Erwiderung darauf auch anderen Lesern. Im übrigen können auch weitere Exemplare der Sonderbeilage bei der TGD-Verwaltung angefordert werden.

Auch in anderer Form setzt sich die Tempelgemeinde für eine bessere Kenntnis der biblischen Botschaft ein: Seit Oktober letzten Jahres trifft sich alle paar Wochen ein *Bibellesekreis* zu gemeinsamer Lektüre einzelner Teile der Bibel. Es geht dabei vor allem um ein Gespräch darüber, was die biblischen Aussagen für uns persönlich bedeuten können und welchen Wert sie für unser heutiges Leben haben. Gelegenheit zu einer längeren Aussprache über das Gottesverständnis der Bibel und unseren eigenen Gottesglauben wird es Ende März bei unserem *Wochenend-Seminar* in Bernstein geben.

»Das Bekenntnis zur Wirklichkeit Gottes steht auch heute im Raum«, schreibt Professor Fritz Maass in seinem neuen Buch über »Wissenschaft und Gottesglaube«, »entweder es stimmt, oder es stimmt nicht!! Wenn dieses Bekenntnis neu erfaßt wird, muß es die heute herrschenden Lebensanschauungen und -gewohnheiten revolutionieren, denn sie gehen am eigentlichen Leben vorbei.« Die Ziel- und Orientierungslosigkeit des heutigen Lebens ist fürwahr erschreckend. Dem entgegenzuwirken – besonders auch bei den Nachwachsenden – muß zur *vordringlichen Aufgabe* aller religiösen Gemeinschaften werden. So klein sie auch ist, kann unsere Tempelgesellschaft sicherlich ihren Beitrag dazu leisten.

Ein Zeichen dafür, daß viele Mitglieder in unserem Kreis diese Verantwortung erkennen, ist für mich die zunehmende Zahl an Jugendlichen, die in den letzten Jahren zu den *Konfirmanten-Kursen* unserer Gemeinde angemeldet wurden (im Februar hat in unserem Gemeindehaus wieder ein neuer Kurs mit insgesamt 8 Teilnehmern begonnen – eine seit langem nicht mehr erreichte Teilnehmerzahl!). Ein ermutigendes Zeichen ist es ebenso, daß bis heute immer auch die erforderlichen Lehrkräfte dazu gefunden werden konnten.

Ein neues Aufgabengebiet erwächst für die Tempelgemeinde auch mit der Aufnahme von Mitgliedern aus ehemals deutschen Siedlungen in Rußland. Deren Wurzel in der biblisch-christlichen Tradition ist schon vor vielen Jahrzehnten durch die kommunistische Indoktrination trockengelegt worden. Diese Menschen haben in ihrer Kindheit und Jugend oft nicht einmal das grundlegendste Wissen über das biblische Gottesverständnis mitbekommen. Zu unserer Überraschung stellen wir fest, daß bei ihnen ein großes Bedürfnis besteht, »nachzulernen« und etwas von den großen Impulsen zu erfahren, die ihre Vorfahren beseelt hatten und die in der ganzen abendländischen Kulturgeschichte wirksam waren. Wir sind dabei, mit ihnen in nächster Zeit »*Gespräche über den Glauben*« zu führen.

Allen Zeitgenossen, denen es aus irgendwelchen Erfahrungen oder Überlegungen heraus nicht möglich ist, an einen Gott zu glauben, oder die strikt behaupten, es gebe keinen Gott, hat unser freichristlicher Freund Artur Gebauer die folgenden Verse gewidmet, die auch uns anderen immer wieder neu zu denken geben sollten:

So mancher prahlt und mancher spricht:

»Ich leugne Gottes Existenz – ich bin ein Atheist!«

Und ahnt noch nicht,

daß er im Grund ein Opfer nur des Irrtums ist!

Denn dies ist wahr und hat Gewicht:

Der Mensch erschuf den Menschen nicht –

Nicht Sterne, Sonne, Mond und Erde –

Nicht Pflanzen, Tiere, nicht: ES WERDE! –

Nicht Wasser, Wolken, Lebensluft –

Nicht den Gesang, nicht Blütenduft –

Nicht Samen, Frucht und neuen Samen –

Die Wunder nicht mit tausend Namen.

Der Mensch erschuf die SCHÖPFUNG nicht –

Er schuf nicht das ES WERDE LICHT! —

Als GOTTGESCHENK ist uns das Leben

zu treuen Händen übergeben.

Wie jeder Sonnenstrahl aus einer Sonne glüht,

so lebt ein jeder Mensch aus einem GOTTGEMÜT.

Wer dennoch sich für GOTT-los hält, der ist in seiner eigenen Brust

sich seiner GOTTESKINDSCHAFT nur noch nicht bewußt!

Erkennt er dies – strahlt sein Gesicht:

»Mein Gott – ich Narr! Von Gott los war und bin ich nicht!

Jetzt ruf mit Herz ich und Verstand:

Auch ich – ein Mensch aus GOTTES HAND!«

GOTT ist Ur-KRAFT^{*)} – ER schuf LEBEN —

Laßt uns IHM die Ehre geben!

^{*)} Ur = das Universum regierend)

Die Zeit *gebrauchen*, nicht *verbrauchen*

Karin Klingbeil

Über unseren Umgang mit der Zeit

Der Zeitabschnitt »zwischen den Jahren« ist immer auch Anlaß zu Gedanken über die Zeit. Kaum je hat man so intensiv das Gefühl der Gegenwart, die zwischen Vergangenheit und Zukunft liegt, wie zum Jahreswechsel. Ebenso stark ist die Empfindung, daß kein Zustand Bestand hat, daß er für immer andauern könnte. Ein Ereignis hat sein Ende gefunden, sofort beginnt etwas Neues.

Wir sehen die weißen Seiten des neuen Kalenders an der Wand. Und wir denken darüber nach, was kommen wird. Was wird sich ändern in dem vor uns liegenden Jahr? Wird sich überhaupt etwas Wesentliches ändern – zu Hause, im Beruf, in Stadt und Land, in der Welt? Oder, vor allem: Werden *wir* uns ändern? Daß wir uns solchen Fragen hingeben, liegt in dem eigentümlichen Zauber, der einem Neuanfang innewohnt, wie es Hermann Hesse in seinem Gedicht »Stufen« genannt hat. Dieser Zauber erweckt in uns den Wunsch, selbst neu zu werden, so vieles ändern zu wollen, von dem wir meinen, daß es geändert werden müßte – bei Goethe heißt es »Sehet, das Neue findet uns neu«. Der Wechsel des Kalenders allein ändert natürlich nichts in unserem Leben, aber der Anfang eines Jahres vermittelt uns eine neue Motivation, er läßt uns zumindest den Willen haben, etwas neu zu versuchen.

Wir Menschen können gar nicht anders denken, erkennen und leben, als gebunden an unsere Zeit, jenem uns vom Schöpfer zugemessenes Stückchen Zeit, die wir so als Teil seiner Schöpfung begreifen können. Diese Erkenntnis mag uns helfen, die uns gegebene Zeit dankbar als Geschenk anzunehmen und uns über unseren Gebrauch derselben Gedanken zu machen. In unserer schnellebigen Zeit bieten sich mannigfaltige Möglichkeiten, sich die Zeit zu vertreiben: neben der Zeit, die Beruf und Familie fordern, werden die Angebote der Medien und der sogenannten Freizeitindustrie von Jahr zu Jahr umfangreicher. Es gehört einiges dazu, sich diesem leichten Zeitvertreib zu widersetzen.

Wie viel schwieriger ist es, sich nach dem fundamentalen Satz des Schweizer Theologen, Philosophen und Schriftstellers Lavater zu richten: »Wende du keine Viertelstunde deiner Zeit an etwas, wozu du nicht Gottes Segen erbitten kannst!« Diese Maxime fordert uns auf, unsere Zeit zu *gebrauchen*, nicht sie zu *verbrauchen*, und kann uns außerdem bei der Beurteilung helfen, ob wir unsere Zeit richtig füllen, so daß die uns zugemessene Zeit nicht leer bleibt. Selbst Jesus kannte das Gefühl der nur eingeschränkt zur Verfügung stehenden Zeit – im Johannesevangelium sagt er zu den Jüngern: »Ich muß wirken die Werke des, der mich gesandt hat, solange es Tag ist; es kommt die Nacht, da niemand wirken kann« (9,4).

Aber auch die Hetze, der wir uns heutzutage viel zu häufig aussetzen, ist nicht der richtige Umgang mit unserer Zeit. In dem fortgesetzten Bestreben, allen nur

erdenklichen Anforderungen gerecht zu werden, nehmen wir uns die Möglichkeit, zur Ruhe zu kommen – und damit zum Frieden. In Hetze kommt man nicht zum Frieden – nicht mit sich selbst, nicht mit den Mitmenschen und nicht mit Gott. Was aber ist ein Leben ohne Frieden? Von dieser Warte aus gesehen, sollten wir uns sehr viel häufiger die Frage stellen: Sind diese Anforderungen berechtigt? Können wir ihnen gerecht werden? Wie wichtig ist ein Innehalten von Zeit zu Zeit, das uns erlaubt, zu uns selber zu kommen und den Weg, den wir gehen, mit dem Leben, wie wir es uns eigentlich vorstellen, zu vergleichen.

Auf welches Ziel steuern wir zu? Was hat wirkliche Bedeutung für uns, gibt unserem Leben einen Sinn? Vor kurzem habe ich ein Buch gelesen, das mich außerordentlich bewegt hat: Es ging um ein Mädchen, Isabell, bei dem im Alter von 15 Jahren Krebs diagnostiziert wurde. Von einem Tag auf den anderen traf dieser Schicksalsschlag die ganze Familie. Mit beispielloser Selbstverständlichkeit sorgten beide Eltern dafür, daß Isabell immer ein Familienmitglied an ihrer Seite hatte, sowohl während der immer wieder notwendig werdenden Chemotherapie als auch in Zeiten der körperlichen Schwäche, bei Depressionen und Schmerzzuständen. So hatte sie immer das Gefühl des Gehaltenseins, des Getragenwerdens und rückhaltlos Geliebtseins.

Obwohl das Mädchen ein Jahr nach der Diagnose sehr bewußt starb, vermitteln sowohl Briefe als auch das Tagebuch von Isabell ihre große Dankbarkeit für all die Liebe, die ihr von Familie und Freunden entgegengebracht worden war. Trotzdem sie in der Endphase ihrer Krankheit ihren Tod sehr genau vor Augen hatte, bezeichnet sie sich selbst als völlig glücklich. Selbst die Familie, durch die große seelische und körperliche Belastung sehr mitgenommen, hat außerordentlich positive Erfahrungen aus dieser schweren Zeit mitgenommen: das bewußte Erleben der Liebe von Isabell und die Möglichkeit, auch ihr die selbst empfundene Liebe zu zeigen und für sie dazusein, wann immer sie das nötig hatte. Kaum hatte die Familie je einen größeren Sinn in ihrem Leben empfunden, als zu der Zeit, da sie für Isabell dasein konnte. Gleichzeitig hat diese Liebe zwar weder die Krankheit geheilt noch die reale Situation verändert – aber sie hat sie erträglich und auf eine gute Art tragbar gemacht.

Sicherlich sind Beispiele wie das eben erzählte Extreme und unser Alltagsleben sieht anders aus. Dennoch hat jeder von uns selber schon erfahren, daß wir unser Leben eigentlich nur dann als wirklich beglückend und als wahres Leben empfinden, wenn Liebe herrscht – in der Familie, in unseren zwischenmenschlichen Beziehungen und sogar auch dort, wo man sich nicht einmal kennt. Und derartige Erfüllung von Leben geschieht auch tagtäglich – kleiner, unscheinbarer, auch übersehbarer. Es hat immer mit anderen Menschen zu tun. Der Evangelist Johannes weist in einem Ausspruch Jesu darauf hin: »Das ist mein Gebot, daß ihr euch untereinander liebt, wie ich euch liebe« (15,12).

(aus der Ansprache bei der Jahresschlußfeier der Tempelgemeinde Stuttgart am 31. Dezember 1995)

Die Reformation muß weitergehen

Am 18. Februar haben die Protestanten des Todes von Martin Luther vor 450 Jahren gedacht. Als eine aus dem Protestantismus entstandene Bewegung muß sich auch die Tempelgesellschaft des großen Reformators bewußt bleiben. Auch sie strebt eine »Reformation« an, eine Wiederherstellung des ursprünglichen Inhalts der frohen Botschaft Jesu, wie dies aus den folgenden beiden Beiträgen unseres früheren Gebietsleiters Jon Hoffmann hervorgeht.

Reformation

Für die lutherischen Protestanten ist der Tag, an dem Luther im Jahre 1517 seine Thesen an der Schloßkirche zu Wittenberg anschlug, der Tag des Gedächtnisses an den Beginn der Reformation. Ausgangspunkt für den Anschlag der Thesen, von denen uns manche auch heute noch packend und zutreffend, andere zeitbedingt und überholt erscheinen, war die Lehre vom Ablass, ein Gegenstand, der als solcher den Protestanten von heute nicht mehr berührt. Aber sie waren entstanden aus dem damals übrigens weitverbreiteten Gefühl der Notwendigkeit einer Reformation, einer Erneuerung der Kirche an Haupt und Gliedern. Dabei war Luther selbst durchaus der Auffassung, daß es sich um eine »reformatio«, eine Wiederherstellung eines (mindestens teilweise) verlorengegangenen Wunschbildes handle.

Wir sind heute leicht geneigt, zu übersehen, was für eine Kühnheit zu einer solchen Erkenntnis und Forderung gehörte. Denn die katholische Kirche hat zwar stets daran festgehalten, daß ihre Grundlage nicht die Heilige Schrift allein, sondern Schrift und Tradition zusammen seien (und sie hat sich damit eine gewisse Beweglichkeit gesichert, die dem orthodoxen Protestantismus später abging), aber sie hat zugleich damals wie heute noch und stets mit unerbittlicher Zähigkeit daran festgehalten, daß die von den Päpsten und Konzilien festgelegten Lehren der Kirche unanfechtbar und unabänderlich seien.

Trotz der allgemeinen Mißstimmung über das vielfach sehr anfechtbare Verhalten der Päpste und des Klerus war das Ansehen der Kirche damals so groß, daß es geradezu als eine Vermessenheit erscheinen mußte, wenn ein kleiner Mönch der Autorität der kirchlichen Obrigkeit zu trotzen sich vermaß. Hatte nicht 100 Jahre zuvor Johann Huß seine vom kirchlichen Schema abweichenden Lehren auf dem Konstanzer Konzil – trotz der kaiserlichen Zusicherung freien Geleits – auf dem Scheiterhaufen gebüßt.

Für Luther, wie übrigens auch für manche unter den Heutigen, war die Heilige Schrift eine Einheit. So glaubte er, festen Boden unter den Füßen zu haben, wenn er der Kirche und ihren Lehren gegenüber sich neben der Vernunft auf die Heilige Schrift schlichtweg berief. Wir Heutigen wissen, daß nicht einmal die Schriften den Neuen Testaments, ja nicht einmal die vier Evangelien, in der Lehre in allen

Punkten übereinstimmen. Schon in der ersten Zeit der Entstehung des Christentums traten Meinungsverschiedenheiten auf, die wir insbesondere aus den Briefen und der Apostelgeschichte noch deutlich entnehmen können. Sie wurden schließlich durch die Formulierung von Bekenntnissen überwunden. Das mochte insbesondere zur klaren Abgrenzung nach außen als Notwendigkeit erscheinen. Aber es ist kein Zweifel, daß dabei zum Teil Dinge in den Vordergrund gerückt wurden, die mit dem Evangelium, der frohen Botschaft Jesu, nichts zu tun hatten.

So ist die Aufgabe der reformatio, der Wiederherstellung des wirklichen Inhalts der frohen Botschaft, auch heute wieder gestellt. Die Tempelgesellschaft erblickt diesen Wesensgehalt in der Verkündung der väterlichen Güte Gottes, die sich darin offenbart, daß er die Welt und die Menschheit zur Vollkommenheit, zum Reich Gottes, berufen hat, und daß er keinen zurückweist, der in der Erkenntnis seiner Mangelhaftigkeit vor ihn tritt und sich in den Dienst der Verwirklichung des Gottesreichs auf Erden, des Königreichs der Lieb und Güte, stellt. Daß dies und nichts anderes der Inhalt der frohen Botschaft Jesu war, ergibt für jeden unbefangenen Betrachter ein Blick auf die drei synoptischen Evangelien, und auch das vierte, das weniger berichtenden als lehrhaften Charakter hat, erweist sich trotz der abweichenden Ausdrucksweise als von der gleichen Gesinnung erfüllt und durchdrungen.

Aber nun hören wir den Einwand: Ist denn solche reformatio, solches Zurückgehen auf die Vergangenheit, eurer Weisheit letzter Schluß? Schließlich sind seit der Wirksamkeit Jesu fast zwei Jahrtausende vergangen. In dieser Zeit haben doch die Menschen und die Verhältnisse sich in vieler Hinsicht geändert. Das soll nicht bestritten werden. Eben deshalb wäre die starre Bindung an menschliche Festlegungen, die aus den Zeitverhältnissen und zeitbedingter Betrachtungs- und Ausdrucksweise entstanden sind, verfehlt. Neue Erscheinungen erfordern neue Prüfung und neue Würdigung. Aber Gott und seine Absichten mit der Menschheit haben sich nicht geändert. Wir sind überzeugt, daß wir Heutigen über ihn und seine Absichten nichts besseres aussagen können als das, was in der frohen Botschaft Jesu ausgesprochen wird. Öffnen wir ihr unser Herz, richten wir unseren Sinn auf ihre Verwirklichung! Damit kommen wir zu einer fruchtbaren, *immerwährenden* reformatio.

(aus »Warte des Tempels«, Oktober 1958)

Ein jeder lasse sich taufen auf den Namen Jesu Christi

Mancher »Warte«-Leser wird einen leichten Schock empfinden, wenn er dieses Petruswort (Ap.gesch. 2,38) als Überschrift eines »Warte«-Artikels vorfindet. Ist nicht der äußerliche Unterschied, mit dem die Tempelgesellschaft sich von allen anderen christlichen Religionsgemeinschaften abhebt, gerade der, daß die Taufe in der Tempelgesellschaft nicht vorgenommen, mindestens aber nicht als unerläßliche Kulthandlung oder gar als Sakrament angesehen wird?

Zunächst eine Klarstellung. Das, was bei den anderen christlichen Religionsgemeinschaften geübt wird, ist nicht die Taufe auf den Namen Christi. Getauft wird

dort auf den Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes als des sogenannten dreieinigen Gottes. Nun mag man über die Dreieinigkeit denken wie man will. Christoph Hoffmann hat sie in seinem 2. Sendschreiben als mit der Vernunft und mit den Schriften des Neuen Testaments unvereinbar gekennzeichnet, hat aber seine ursprüngliche Auffassung der Unvereinbarkeit dieser Lehre mit dem Tempelglauben später ausdrücklich nicht aufrecht erhalten (siehe: Lange, »Geschichte des Tempels«, S. 913). Es gibt andererseits auch in unserem Kreis manche, die ihr einen hohen Wert zusprechen, etwa unter dem Gesichtspunkt, weil in ihr zum Ausdruck komme, daß es eine verstandesmäßig »aufgehende«, vollbefriedigende Deutung der Weltwirklichkeit nicht gebe.

Eines steht heute unumstößlich fest: Jesus von Nazareth hat die Lehre von der Dreieinigkeit nicht gekannt, nicht geglaubt und nicht gepredigt. Das ergibt jede einigermaßen unbefangene Betrachtung der Evangelien. Der geschichtliche Jesus, wie er uns in den Synoptikern begegnet, hat für seine Person nicht bloß die göttliche Verehrung, sondern schon die Anrede »gut« abgelehnt, und zwar gerade mit der Begründung, daß diese Bezeichnung nur Gott zukomme und nicht ihm (Mark. 10,18).

Auch das übrige Neue Testament kennt – trotz gelegentlicher Dreiklangformen – den Begriff einer göttlichen Dreieinigkeit nicht. Das würde an sich nicht ausschließen, daß er trotzdem zu Recht bestünde. Die geistige Entwicklung steht nicht still. Jede Zeit hat die Möglichkeit neuer Erkenntnisse. Aber wir können nur das als richtig annehmen, was unserer Prüfung standhält. Und das tut die Dreieinigkeitslehre nicht. Jedenfalls aber ist sie für das Verständnis Jesu und für die Ausbreitung seiner Botschaft uns und den heutigen Menschen der abendländischen Welt keine Hilfe und keine Förderung. Und deshalb hat sie in der Tempelgesellschaft nicht *mehr* Platz als etwa das ptolemäische Weltsystem (mit dem sie ja früher meist Hand in Hand ging).

Damit kommen wir der Sache näher. »Laßt euch taufen auf den Namen Jesu Christi« heißt: werdet Glieder des von ihm ins Werk gesetzten Unternehmens. Durch welches Mittel oder äußere Zeichen das zum Ausdruck kommt, ist dabei von völlig untergeordneter Bedeutung. Die Taufe ist bekanntlich von Jesus nicht erfunden worden, sondern von Johannes. Sie war das äußere Zeichen der Annahme seiner Lehre von der Notwendigkeit der Sinnesänderung (Buße), wir würden heute sagen: des Beitritts zu seiner Vereinigung. Im Jüngerkreis Jesu wurde anfangs diesem äußeren Zeichen nur geringe Bedeutung beigelegt (Paulus verwahrt sich noch dagegen, daß er von Jesus geschickt sei zu taufen, und der Johannesevangelist hält es noch für angezeigt, hervorzuheben, daß Jesus selbst nicht taufte, Joh. 4,2). Aber wie es bei der menschlichen Schwachheit geht, das äußere Zeichen, das Symbol, wird so leicht für wichtiger genommen als was es ausdrücken soll; der Götze, die Götterstatue, wird mit der Gottheit identifiziert; an die Stelle des durch die Taube symbolisierten Friedensgeistes wird die Taube gesetzt; die Vision des Lebendigen wird umgedeutet in »leibhaftige« Erscheinung (Auferstehung des Leibes) usw.

Lassen wir uns dadurch nicht beirren. Was uns not tut, ist die Taufe auf den Namen Jesu Christi, das klare Bekenntnis zu ihm. Wer läßt mit der Taufe des Meisters sich taufen? fragt schon Christoph Hoffmann. Dazu braucht es kein Wasser, aber einen mutigen Entschluß und ein klares Bekenntnis. Die neuzeitliche Form der Taufe ist der Beitritt zur Tempelgesellschaft.

(aus »Warte des Tempels«, Februar 1959)

Leserecho

zum Beitrag in »Warte des Tempels« Dezember 1995 –

»Noch einmal: Unsere Verantwortung in der Welt«

In ihrer Stellungnahme zu bis dahin drei veröffentlichten Zuschriften zu der Sonderbeilage Nr. 2 weist Frau Dr. Brigitte Hoffmann darauf hin, worum es ihr eigentlich geht: Die Templer der dreißiger Jahre waren mehr national als religiös gesinnt, was »sogar noch aus den wenigen nazikritischen Beiträgen in der 'Warte' deutlich« wird. Brigitte kann es einfach nicht fassen, daß selbst die Templer noch nicht alle »herausgelöst« waren »aus aller Art Stamm und Sprache und Volk und Nation ...« (s. Die Vulgata der römisch-katholischen Kirche in der Offenbarung des Johannes 5,9: »redemisti nos Deo in sanguine tuo ex omni tribu et lingua et populo et natione ...«). Sonst hätten sie das christliche Geistesgut Christoph Hoffmanns besser verwirklichen können. Auch kann sie Außenstehenden gegenüber keinen einzigen Tempeler nennen, der um seines christlichen Glaubens willen in ein nationalsozialistisches Konzentrationslager gewandert war oder gar den Tod erlitten hatte, wie das Geschwisterpaar Scholl.

Im zweiten Teil ihrer Stellungnahme setzt sie sich mit drei Kritikpunkten aus Australien auseinander. Brigitte kann einfach nicht begreifen, warum die australischen Templer kein Verständnis für ihr Anliegen¹⁾, sich mit der Vergangenheit des Nationalsozialismus auseinanderzusetzen, haben. Dabei übersieht sie, daß wir Templer in Australien²⁾ keinem systematischen »Program of Reeducation« der anglo-amerikanischen Siegermächte ausgesetzt waren. Auch ist in Australien der gesunde Zweifel nicht wie im deutschen Sprachraum bei Strafe verboten.

Bezüglich »Verdrängung« kann ich Brigitte beruhigen: die Templer in Australien verdrängen nichts und werden deshalb auch keinen Schaden an Leib und Seele erleiden. Jedoch können sie sehr wohl zwischen einem Verbrechen und dem politischen Gebrauch davon unterscheiden. *Gudrun Luh-Hardegg, Schruns*

¹⁾ *Fußnote der Schriftleitung:* Dieses Anliegen ist nicht nur ein Anliegen von Dr. Brigitte Hoffmann, sondern ein Anliegen vieler Tempelmitglieder in Deutschland, die die Zeit des Nationalsozialismus nicht selbst miterlebt haben.

²⁾ *Fußnote der Leserin:* Ganz bewußt wählte ich das »wir« vor Templer, gehörte ich doch von März 1949 bis April 1958 zu den australischen Templern.